

Erinnerungen an Merseburg/Leuna 1944/45

Vorbemerkung:

Beim Surfen im Internet fand ich die Leseprobe des Buches „Davongekommen“ von Peter Schunck und stellte alsbald fest, dass der Verfasser ebenso wie ich 1944 Luftwaffenhelfer bei der Flak in Merseburg/Elisabethhöhe gewesen war. Die Lektüre des Buches bestätigte mir, dass wir einige Erlebnisse gemeinsam hatten, nicht nur die Bekanntschaft mit dem damaligen Unteroffizier, Pfarrer Dr. Wilhelm Haubold. Dies beflügelte mich, die schon vor Jahren von mir begonnene Aufzeichnung meiner Kindheits- und Jugenderinnerungen zu vervollständigen. Das Nachfolgende stellt daraus das Kapitel über das letzte Kriegsjahr 1944/1945 dar.

Von Braunschweig nach Schleusingen

Seit Ostern 1938 war ich Schüler des Wilhelm-Gymnasiums in Braunschweig. Täglich mußte ich mit der Bahn nach Braunschweig fahren. Das bedeutete, daß ich zunächst 20 Minuten bis zum Bahnhof Königslutter und nach einer halben Stunde Bahnfahrt noch einmal eine Viertelstunde vom damaligen Braunschweiger Hauptbahnhof bis zur Schule laufen mußte.

Je länger der Krieg dauerte häuften sich die Fliegeralarme immer mehr. Da aber immer weniger Züge fuhren, musste ich in Braunschweig oft mehrere Stunden bis zur Abfahrt des Zuges warten. Außerdem hatten die Züge wegen der Fliegeralarme oft Verspätungen. Zeitweise fuhren mittags gar keine Personenzüge mehr. Zwar konnte ich die Zeiten zwischen Schulunterricht und Abfahrt des Zuges bei Verwandten (Onkel Bernhard) oder in Familien von Mitschülern zubringen, aber meine Eltern entschlossen sich dann doch, mich mit Beginn des Schuljahres 1943/44 im Gymnasium und Alumnat in Schleusingen/Th. W. anzumelden.

Nach den Sommerferien 1944 war aber die Schleusinger Schülerzeit schon wieder zu Ende. Es war in diesem idyllischen Thüringer-Wald-Städtchen ein Schuljahr, das mir unvergesslich ist. Nun aber wurde ich zusammen mit den Gleichaltrigen meiner Klasse (Geburtsjahrgang 1928) zum Dienst als Luftwaffenhelfer eingezogen.

Luftwaffenhelfer

15-16-jährige konnte man ja noch nicht zu Soldaten machen, aber weil man auf deren Kriegseinsatz nicht verzichten wollte, beließ man es mit unserem Status als Angehöriger der HJ. So befanden wir uns in einem merkwürdigen Zwitterzustand: Wir waren formell noch Schüler, verrichteten aber doch militärischen Dienst an den Flak-Kanonen. Unser Einsatzgebiet war das Industriegebiet um Merseburg, wo sich die großen Leuna- und Bunaerwerke befanden. An den Tagen, an denen es keinen Fliegeralarm oder militärischen Dienst gab, waren vormittags einige Unterrichtsstunden in den wichtigsten Hauptfächern angesetzt, so daß - jedenfalls formell - unsere schulische Fortbildung weiterging. Weil von unseren Schleusinger Lehrern keiner mit nach Merseburg kam, wurden wir zusammen mit den Schülern des Merseburger Domgymnasiums von deren Lehrern unterrichtet.

Zunächst kamen wir nach Niederklobikau, einem Dorf zwischen Merseburg und Mücheln. Bei diesem Dorf befand sich eine Stellung der Flak mit den während des Krieges meist eingesetzten Flak-Kanonen vom Kaliber 8,8 cm. Wir lösten dort die Schüler der Klasse über uns ab. Unter ihnen war auch der später als Fernsehjournalist bekannt gewordene Hanns-Joachim Friedrichs. Er hatte ein besonderes Faible für meinen Bruder Reinhold, das er, als ich nach Schleusingen kam, auch auf mich übertrug. Bei unserer Ankunft in Niederklobikau empfing er mich gleich mit den Worten: „Fink, Du bekommst meinen Drückerposten!“ Clever wie er nun einmal war, hatte er sich den Posten in der Telefonvermittlung gesichert, der im Vergleich zu dem Dienst an der Kanone sehr bequem war. Ich konnte diesen aber nur drei Wochen einnehmen, entging dadurch aber dem Grunddienst, der zum Teil auch aus dem gefürchteten „Schleifen“ bestand.

Wir wurden dann in die Stellung „Merseburg-Elisabethhöhe“ versetzt, die sich nördlich der Stadt, nicht weit vom damaligen Flugplatz Merseburg befand. Hier befand sich eine Doppelbatterie mit 10,5-cm-Geschützen, das heißt zwei Kompanien mit jeweils 6 Kanonen dieses schweren Kalibers. In der Mitte dazwischen befand sich das Funkmeßgerät (später nannte man dies Radar-Gerät), das beide bediente, sowie der Befehlsbunker. Das größere Kaliber der 10,5-Kanonen hatte natürlich eine größere Wirkung als die der 8,8-Geschütze und konnte auch höhere Flugobjekte angreifen. Tatsächlich wurden unserer Batterie - soweit ich mich erinnere - etwa 11 Abschüsse zuerkannt, von denen ich 8 oder neun miterlebte. Jedenfalls hörte ich vor meiner Entlassung von dort, daß ich zur Verleihung des sog. „Flak-Verdienstordens“ vorgeschlagen worden sei, wozu die Anwesenheit bei mindestens 8 Abschüssen notwendig war. Allerdings soll es nach jedem Einsatz ein großes Gerangel zwischen den verschiedenen Flak-Einheiten gegeben haben, wobei jede ihre Aufzeichnungen so darstellte, daß sie sich Hoffnungen auf Anerkennung machen konnte.



Bild: Aus einer Internetseite US-amerikanischer Kriegsveteranen.

Bildunterschrift (Übersetzung): Am 2. November 1944 wurde der blaue Himmel über Deutschland kalt, grau und tödlich. Als eine Fliegende Festung ihre Bomben auf Merseburg herabtropfen ließ, explodierte die „Blue Streak“ als sie unter Beschuß der gegnerischen Flak geriet und Granaten, die von Flak-Kanonen abgefeuert waren, explodierten. Der Auftrag der achten Luftwaffenmission war von hohem Abschussrisiko: In erster Linie im Luftkrieg aus großer Höhe bei Tageslicht exakt zu bombardieren. Die Bomber der Royal Air Force Britanniens ergänzten die neue Strategie mit nächtlichem Bombardements Die Einsätze galten Eisenbahnen, Flugzeug- und Kugellager-Fabriken, Öl Depots und Elektrizitätswerken, als sie versuchten das deutsche Militär zu besiegen. Die Verluste der US-amerikanischen Luftwaffensoldaten beliefen sich auf etwa 20.000 Menschenleben.

An einen Abschuß – vielleicht war es sogar dieser - kann ich mich noch sehr genau erinnern. Es wurde ein amerikanischer B-52-Bomber getroffen, der noch seine gesamte Bombenlast an Bord hatte. Die Explosion zerriß ihn in viele Einzelteile und eine Flugzeugtür fiel auf den Acker mitten zwischen unsere Geschützstellungen. An ihr fanden wir Blutspritzer und kleine Fleischreste. Darüber lachten wir damals. So gefühllos waren wir als 16-jährige. Erst später erschrak ich und machte mir klar, daß dies ja Reste eines Menschen waren.

Da Schuhwerk knapp wurde, bekamen wir holländische Holzschuhe, die wir tagsüber tragen mußten. Davon wurden die Füße ziemlich wund. Wenn wir damit durch das Gelände unserer Batterie marschierten, fragte ich mich im Stillen, ob dies wohl das Bild einer militärischen Einheit sei, mit der man einen Krieg gewinnen will.

Wir Luftwaffenhelfer hatten als Richtkanoniere die Zieleinrichtung der Geschütze zu bedienen. Wir bekamen dazu die vom Funkmeßgerät ermittelten Werte auf einer Uhr-ähnlichen Scheibe übertragen, deren Zeiger wir mit den Zeigern der tatsächlichen Geschützposition abzudecken hatten. Bei einem Klingelzeichen, das alle Geschütze gleichzeitig bekamen, schossen alle gleichzeitig ab. Solche gleichzeitig abgeschossenen Salven wurden „Gruppen“ genannt.



Bild: Luftwaffenhelfer und Flaksoldaten mit Unteroffizier Wilhelm Haubold (= Pfarrer Dr. Haubold in Mainz-Gustavsburg, den ich während meines Studiums in Mainz mehrfach besuchte.) - Vordere Reihe links außen: J.D.

Wir waren gewohnt, daß ungefähr im Abstand von zwei bis drei Wochen ein Luftangriff auf das Industriegebiet Merseburg stattfand. Das waren dann

Tagesangriffe, bei denen wir die Bomberströme bei dem meist bei klarem Himmel mit ihren Kondensstreifen sehen konnten. Etwa 10 - 15 Verbände zu je 30 bis 35 Flugzeugen flogen über uns hinweg und entluden ihre tödliche Ladung, die aus Sprengbomben bestand. Allerdings waren sie meist nicht sehr zielgenau und trafen oft unbebautes Land. Die Merseburger Mitschüler - teils Söhne von Ingenieuren der Leuna-Werke - wußten zu berichten, daß die in den Industrieanlagen angerichteten Schäden meist bald wieder repariert werden konnten. Dazu waren dort viele Fachkräfte der sog. „Organisation Todt“ stationiert.

Wir verschossen bei jedem solcher Luftangriffe etwa 80 bis 120 „Gruppen“. Danach hatten wir dann bis zum Abend mit anstrengenden Aufräumarbeiten zu tun, denn die bei den Geschützen befindlichen Magazine mußten mit neuer Munition aufgefüllt werden.

Der 6. Dezember 1944

Besonders in Erinnerung ist mir der 6. Dezember 1944. Auch an diesem Tage schien es zunächst nicht anders zu sein als sonst. Nach dem schon gewohnten Tagesangriff und der sich anschließenden Arbeit sanken alle todmüde ins Bett. Aber da kam wieder Alarm, und zwar sofort „Feuerbereitschaft“ (von der Zivilbevölkerung „Vollalarm“ genannt). Sonst kam zunächst „Alarmbereitschaft“ (von der Zivilbevölkerung „Voralarm“ genannt). Ich selbst hatte an diesem Tage gerade Stubendienst und wollte gerade auch zu Bett gehen. Aber so war ich als einer der ersten am Geschütz und zog die Plane vom Geschütz herunter. Aber schon auf dem Weg dorthin hörte ich ein einzelnes Flugzeug in der Luft. Es war dies der sog. „Pfadfinder“, der die Route für die nachfolgenden Verbände festlegte. Diesmal waren es Verbände der British Air Force, die Luftminen und Brandbomben (Bomben mit starker Breitenwirkung) abwarfen. Sie trafen die Leunawerke und die Stadt Merseburg.

Nun klappte aber in dieser Zeit der Munitionsnachschub nicht mehr so gut wie früher. Darum hatten wir nach dem Tagesangriff pro Geschütz nur noch etwa 35 Granaten einfüllen können. Darum erreichte uns der Befehl, wir sollten uns die Munition von zwei Geschützen holen, die wegen Ladehemmung ausgefallen waren. So verließen wir eilig unsere Geschützwälle und liefen zu den beiden anderen Geschützen. Die einzelnen Flak-Stellungen waren von Wällen umgeben, die den Druck auf die Ohren bei der Knallerei abmilderten. Nun aber spürten wir diesen um so mehr.

Um nicht zweimal laufen zu müssen, schulterte ich gleich zwei Granaten und wankte mit dieser Last zurück zu unserem Geschütz, während ringsum in einer Entfernung von nur wenigen Kilometern immer neue Bomben explodierten. Blitzartig durchzuckte es mich: Wenn jetzt eine Bombe hier in der Nähe fällt, findet man von dir nichts wieder. Aber ich blieb behütet.

Jede Granate vom Kaliber 10,5 cm wog etwa 106 Pfund (53 Kilo). Zu Anfang konnte ich kaum eine auf die Schulter nehmen. Aber während der wenigen Monate, die wir inzwischen bei der Flak waren, waren wir unheimlich trainiert. Inzwischen vermochte ich auf jede Schulter eine zu nehmen. Wenn ich heute 16-jährige Jungen sehe und mir vorstelle, daß ich damals auch nicht anders war, frage ich mich, wie ich dies damals fertigbrachte.

Wir verschossen die letzten Granaten und dann mußten wir die Geschützrohre herunter drehen und zusehen wie die „Christbäume“ (die langsam herabschwebenden Leuchtbomben, mit denen die feindlichen Verbände bei Nachtangriffen ihre Zielobjekte beleuchteten) sich herabsenkten und zugleich die Flammen in Merseburg und in den Leunawerken in den Himmel loderten. Nun erst spürten wir das, was der Zivilbevölkerung bei den Luftangriffen so viel Angst machte. Denn solange wir an den Geschützen

saßen, waren wir ja beschäftigt, noch dazu mit der Bedienung ihrer technischen Ausrüstung, die uns damals faszinierte. Aber nun saßen wir tatenlos da und wurden uns der Gefährlichkeit des Geschehens bewußt.

Nach diesem Luftangriff waren die Leuna-Werke so zerstört, daß - wie man uns erzählte - bis Kriegsende die volle Produktion nicht wieder aufgenommen werden konnte. Allerdings staunten wir, als plötzlich wieder Rauch aus den Fabrikschornsteinen aufstieg. Wie erzählt wurde, bestand des Rätsels Lösung darin: Man hatte Holzfeuer unter den Kaminen entzündet, damit die Bevölkerung denken solle, die Produktion ginge ungestört weiter.

Zwei Einberufungen und eine Rundreise

Zwar wußten natürlich unsere Eltern und Verwandten, wo wir waren, aber grundsätzlich war unser Einsatzort geheim. Deswegen hatten wir keine normale Postanschrift, sondern nur eine Feldpostnummer. Unsere lautete „L 55596“. Nun war es möglich, dass man als Angehöriger der Flieger-HJ sich auch zur Teilnahme an einem Segelflug-Lehrgang bewerben konnte. Dies hatte ich getan. So bekam ich die Einberufung zu einem solchen in Eisfeld/Thür. für den 1. Februar 1945. Gleichzeitig bekam ich aber auch eine Einberufung zur Tauglichkeitsprüfung als KOB (Kriegsoffiziersbewerber), denn wir Gymnasiasten hatten meist den Ehrgeiz bei der Einberufung zum Wehrdienst nicht als einfache Soldaten einberufen zu werden, sondern die Offizierslaufbahn anzutreten. Diese Prüfung sollte am 5. oder 6. Februar 1945 in Bad Blankenburg/Thür. stattfinden.

Für die Fahrt nach Eisfeld (und zurück) war mir mit der Einberufung auch ein Freifahrtschein für die Bahn ausgestellt. Da aber dem NSFK („National-sozialistische Fliegerkorps“), das diese Lehrgänge organisierte, meine tatsächliche Adresse nicht bekannt war, sondern nur meine Feldpostnummer, war auf diesem nur der Zielort, nicht aber der Abfahrtsort eingetragen. Nun hatte ich als Fahrschüler und auf den Eisenbahnfahrten von Königslutter nach Schleusingen häufig die in den Eisenbahnwagen aushängenden Streckenpläne der Deutschen Reichsbahn studiert. Einmal hatte ich die Fahrt in die Ferien von Schleusingen nach Königslutter auf „direktem Weg“ bewältigt, um den Umweg um den Harz zu sparen. Dazu tüftelte ich mir eine Reiseroute aus, von Erfurt nach Norden und über den Harz, auf Bahnstrecken, die inzwischen – weil stillgelegt - gar nicht mehr existieren.. Allerdings musste ich acht mal umsteigen und benötigte für die Reise einen ganzen Tag.

Zur Fahrt nach Eisfeld und Bad Blankenburg arbeitete ich mir nun eine Reiseroute und den Fahrplan aus, wie ich beide Termine wahrnehmen konnte. So begab ich mich also auf die Bahn in Richtung Eisfeld, machte jedoch einen Abstecher über Schleusingen, wo mich die jüngeren Alumnen stürmisch begrüßten, manche mit der treuherzigen Frage: „Aber Fink, wir gewinnen doch den Krieg?“ Ihre Gesichter wurden ratlos, als ich ihnen erzählte, daß es mit dem Munitionsnachschub nicht mehr recht klappte.

In Eisfeld schimpfte der „Innendienstleiter“ (so nannte man beim NSFK den, der beim Militär Hauptfeldwebel oder „Spieß“ genannt wurde) gewaltig, als ich ihm die Einberufung nach Bad Blankenburg vorwies, aber er fand sich damit ab, daß ich mich nach drei Tagen wieder auf die Reise machte. Darüber daß ich für die Fahrt nach Bad Blankenburg keinen Freifahrtschein bekommen hatte, machte ich mir nicht viel Gedanken. Ich hatte je einen Freifahrtschein, auf dem nur der Zielort, nicht aber der Ausgangsort eingetragen war. Es hatte sich ja auch schon bei dem Abstecher nach Schleusingen gezeigt, daß er ohne weiteres anerkannt wurde. Nun nahm ich ihn auch für die weitere Reise in Anspruch, und je nach der Fahrtrichtung des Zuges gab ich vor mich auf der Hin- oder Rückreise zu befinden. Allerdings wurde ich auch nur selten gefragt.

Als ich dann schließlich in Bad Blankenburg ankam - wieder nach erheblichen Zugverspätungen - hatte die Tauglichkeitsprüfung schon begonnen und ich wurde für die nächste am folgenden Tag eingeteilt. Das machte keine Schwierigkeiten. Man war wohl gewohnt, dass manche zu spät kamen. Neben der Gesundheitsuntersuchung und etlichen Tests wurde auch ein Boxkampf angesetzt, bei dem man beweisen sollte, dass man sich zu verteidigen wusste. Ich hatte aber in meinem ganzen Leben bisher noch keinen Boxhandschuh aus der Nähe gesehen, geschweige denn mit einem solchen gekämpft. Bevor der Kampf losging, kam ein anderer Bewerber auf mich zu, der gar nicht einmal wesentlich größer war als ich. Aber wie sich herausstellte, war er ein flinker, geübter Boxer, der offenbar schon gleich gesehen hatte, dass er mit mir ein leichtes Spiel haben würde. Während er ständig auf mich eindrosch und ich nicht wußte, wie auch ich ihm mal einen Treffer beibringen könnte, hörte ich nur noch wie der alte Oberst, der die ganze Aktion leitete auf mich einschrie, ich solle mich doch gefälligst wehren. Schließlich brach er den ungleichen Kampf ab, unterschrieb aber dennoch, dass ich „zur Übernahme in die Kriegsoffizierslaufbahn

der Flakartillerie angenommen“ sei.

Dadurch kam ich natürlich auch mit eintägiger Verspätung in Eisfeld an. Der Innendienstleiter war wieder äußerst ungehalten. Da auf meinen Papieren als Heimatort Schleusingen angegeben war (von dort aus war ich ja nach Merseburg eingezogen worden), herrschte er mich an, ich sei wohl inzwischen in Schleusingen gewesen. Aber dies konnte ich nun mit dem reinsten Gewissen verneinen. So erhielt ich dann alle Segelflugstarts, die die andern inzwischen bekommen hatten, noch nach. Das Ziel dieses Segelfluglehrgangs war die C-Prüfung. Allerdings hatte man, um die Vorbereitung dazu etwas abzukürzen, in dieser Zeit die Prüfungsordnung geändert und darum die Anforderungen gemildert. So konnte ich immerhin die „B(N)“, die in den letzten Kriegsmonaten die C-Prüfung ersetzte, ablegen. Mein längster Flug mit der „Grunau Baby II“ dauerte etwa 6 Minuten. Am 24. Februar 1945 absolvierte ich die Prüfungsflüge.

Man beachte: Dies war im Februar 1945! Zu dieser Zeit hatten die Russen längst weite Teile Schlesiens erobert und die Amerikaner weite Teile des linksrheinischen Gebietes besetzt, bzw. den Rhein überschritten. Längst hatten sie natürlich auch die Lufthoheit erobert. In dieser Zeit befand ich mich also in Eisfeld zu einem Segelfluglehrgang zum Zwecke der „vormilitärischen Ausbildung“! Diese Kriegslage war mir bewußt, aber dennoch machte ich mir nicht klar, wie gefährlich die Situation war, auch nicht, als wir in diesen Tagen einen amerikanischen Tieffliegerangriff auf den Bahnhof Eisfeld beobachteten.

Ende Februar war der Lehrgang zu Ende und ich mußte mich wieder in Richtung Merseburg auf den Weg machen. Aber natürlich dachte ich gar nicht daran, den direkten Weg zu nehmen. Ich hatte ja meinen Freifahrtschein! So fuhr ich wiederum nach Schleusingen. Dort stand im Fahrradkeller immer noch mein Fahrrad und es war mir klar, daß ich, wenn nun der Krieg sich dem Ende zuneigte, so schnell nicht wieder nach Schleusingen kommen würde. Diesmal wurde ich freilich nicht so freundlich empfangen wie zuvor. Der Erzieher, Herr Sachs hatte wohl den Argwohn, dass ich als Deserteur durch die Lande reiste. Jedenfalls wurde mir bedeutet, dass ich keineswegs bleiben könne. Aber das wollte ich ja auch gar nicht. Ich wollte ja nur mein Fahrrad holen.

Allerdings erlebte ich eine böse Überraschung, als ich in den Fahrradkeller. Mein Fahrrad bestand nur noch aus einem Torso. Die wesentlichsten Teile waren abmontiert und geklaut. Was sollte ich tun? Dieses Torso konnte ich ja gar nicht transportieren. Was blieb mir anderes übrig. Ich klaute mir die fehlenden Teile von den dort stehenden Fahrrädern wieder zusammen. Niemand störte mich dabei. Aber es dauerte doch so lange, daß ich mir Gedanken machte, wie ich die kommende Nacht überstehen würde, und nahm mir vor, mich im Bahnhofs-Warteraum auf eine Bank zu legen. Der letzte Zug ging nämlich etwa nachmittags um halb fünf von Schleusingen ab, und als ich am Bahnhof ankam, war es schon nach fünf Uhr. Aber siehe da: Der Zug stand noch immer da! So hob ich mein Fahrrad auf das Perron des einen Wagens, wo bereits ein anderes Fahrrad stand. Eigentlich war es ja verboten, dort Fahrräder abzustellen. Aber was kümmerte mich das. Das andere Fahrrad gehörte einem Landser, und als der Schaffner die dort stehenden Fahrräder beanstandete, fertigte dieser den Schaffner ab und ich brauchte mich nicht zu rechtfertigen.

Rückreise nach Merseburg

Die Eisenbahnfahrt war sehr abenteuerlich. In Suhl mußte ich in den Zug nach Erfurt umsteigen. Dieser war wiederum überfüllt und die Verspätung vergrößerte sich immer mehr. Bei Neudietendorf blieb er wegen Fliegeralarms auf freier Strecke stehen und man mußte mit einem Tieffliegerangriff rechnen. Gott sei Dank geschah nichts.

In Erfurt kam ich mitten in der Nacht an und mußte einige Stunden in der Bahnsteigunterführung zubringen. Dort waren viele Menschen mit allerhand Gepäckstücken, die ebenfalls auf die weiterfahrt warteten. Ich erinnerte mich, daß sich einer unserer Flak-Unteroffiziere, der aus Schlesien stammte, mit großen Sorgen über das Schicksal seiner Familie geäußert hatte und es wurde mir klar, daß dies wohl Flüchtlinge aus Schlesien waren.

Am nächsten Morgen konnte ich dann nach Merseburg fahren. Vom Bahnhof war zu dieser Zeit nicht mehr viel zu sehen. Der Zug hielt mitten in einer Trümmerwüste. Da ich mein Fahrrad ja bei mir hatte, fuhr ich unbekümmert zu unserer Flakstellung Elisabethhöhe und meldete mich zurück.

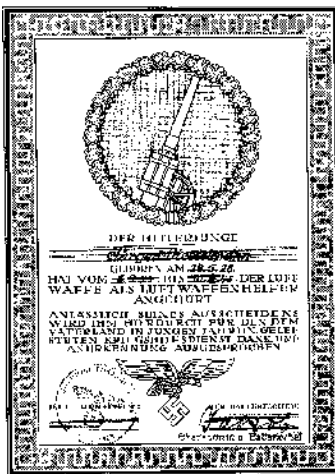
Wenn ich heute an diese große Rundreise zurückdenke, die mich ja immer mit demselben Fahrschein von Merseburg über Schleusingen, Eisfeld, Töpen, Bad Blankenburg, und wiederum nach Eisfeld und Schleusingen nach Merseburg zurückführte, kommen mir doch manche Gedanken. War es kindliche

Unbefangenheit oder pubertäre Frechheit, die mich dazu verleitete? War es die Bedenkenlosigkeit, die sich in dieser letzten Kriegszeit mancherorts breit machte? Immerhin hätte das ja auch ganz schön schief gehen können, wenn dies bei einer Kontrolle der „Feldjäger“, die oft genug Züge und Bahnhöfe kontrollierten, herausgekommen wäre. Man hätte mir ja im schlimmsten Falle Desertion vorwerfen können! Aber - wie gesagt - darüber machte ich mir damals keine Gedanken.

Entlassung

Und dann kam der große Augenblick, bei dem ich mich bei unserem Batteriechef, Oberleutnant Jakob, meldete. Ich stellte nämlich fest, daß alle anderen Schulkameraden meines Jahrgangs 1928, die wie ich „KV“ (= „kriegsverwendungsfähig“) geschrieben waren, inzwischen entlassen waren, um zum Reichsarbeitsdienst oder zur Wehrmacht eingezogen zu werden. Nur wenige, die nicht KV („kriegsverwendungsfähig“) waren, wurden einfach als „flakverwendungsfähig“ erklärt und waren bei der Truppe verblieben.

Oberleutnant Jakob war im Zivilberuf Lehrer in Leinde bei Wolfenbüttel. Ich hatte ihm auf seine Bitte hin einmal den Gefallen erwiesen, anlässlich eines Kurzurlaubs ein Päckchen mitzunehmen. Ich mochte ihn



eigentlich, obwohl andere ihn in teilweise sehr unangenehmer Erinnerung haben. Als die amerikanischen Truppen sich Merseburg näherten, soll er eine nicht gerade rühmliche Rolle gespielt haben. Er habe, so erzählte mir später einer der Kameraden, der noch dort verblieben war, beim Herannahen der amerikanischen Panzer erklärt, die Batterie werde bis zur letzten Granate verteidigt, und in angetrunkenem Zustand mit der Pistole die Mannschaften an die Geschütze getrieben. So wurde, während er selbst sich in den sicheren Befehlsbunker zurückgezogen hatte, noch mit den Flakgeschützen auf die Panzer geschossen. Die Amerikaner, die sich natürlich so kurz vor Kriegsende nicht auf irgendwelche Kämpfe einlassen wollten, zogen sich zurück und forderten Kampfbomber an. Bei diesem Luftangriff sollen noch einige Luftwaffenhelfer gefallen sein - Anfang April 1945! Nach dem Kriege soll Jakob Leiter einer Mittelschule in Goslar gewesen sein.

Diese letzten Tage der Flakbatterie habe ich selbst jedoch nicht miterlebt, denn nach meiner Rückkehr aus Eisfeld ging ich also zu Oberleutnant Jakob, nahm stramme Haltung an und erklärte wie ein altgedienter General: „Ich bitte um meine Entlassung.“ Jakob lachte natürlich und erklärte mir, wenn ich noch etwas bliebe, könnte ich damit rechnen, dass mir der „Flak-Verdienstorden“ verliehen würde. Aber darauf verzichtete ich und lehnte ab. So wurde ich dann aus dem Dienst als Luftwaffenhelfer entlassen, um zum Reichsarbeitsdienst eingezogen zu werden. Die Einberufung hierzu sollte ich zu Hause abwarten. Eine Urkunde darüber, dass ich Luftwaffenhelfer gewesen war, bekam ich ausgehändigt.

Zurück nach Königslutter

Auf der Fahrt vom Bahnhof Merseburg zur Elisabethhöhe hatte mein Fahrrad dann noch eine Panne gehabt, sodass ich die Reifen mehrfach mit Luft aufpumpen mußte. Aber der „WUG-Unterroffizier“ (WUG = „Waffen und Geräte“) half mir für die Fahrradreparatur hilfreich mit Werkzeug und Flickzeug aus, sodass ich mich dann auf den Weg nach Halle machte, wo ich einen Zug, der schon drei Stunden vorher hätte abfahren sollen, nach Magdeburg erreichte. Alle Züge und Bahnhöfe waren - meist mit Flüchtlingen - überfüllt.

In Magdeburg kam ich abends spät an und stellte fest, dass ich in dieser Nacht nur noch einen Zug erreichen konnte, der bis Helmstedt fuhr. Ich dachte, das macht ja nichts, ich habe ja das Fahrrad bei mir und kann die letzten 14 Kilometer nach Hause radeln. Aber dann herrschte ein so starker Sturm - leider gerade in der falschen Richtung - dass ich unter äußerster Kraftanstrengung das Rad gegen den Wind schieben mußte. Ich hatte ja auch noch mein Gepäck dabei. Zeitweise saß ich, um neue Kraft zu sammeln, im Straßengraben. Dabei beobachtete ich wieder, wie sich in nördlicher Richtung (über Wolfsburg?) „Christbäume“ feindlicher Bomber herabsenkten.

Völlig erschöpft kam ich schließlich im Morgengrauen zu Hause an und klopfte an das Schlafzimmerfenster meiner Eltern. Sie waren teils erfreut, dass ich wieder zu Hause war, teils erschrocken über meinen erschöpften Zustand.

Zur Einberufung zum Reicharbeitsdienst kam es dann nicht mehr. Für Schleusingen war das Wehrbezirkskommando Meiningen zuständig, für Königslutter jedoch das Wehrbezirkskommando Braunschweig. Das allgemeine Chaos dieser Monate hat wohl bewirkt, dass eine entsprechende Ummeldung nicht mehr erfolgte.

Volkssturm

Noch war aber der Krieg nicht zu Ende. Man wollte ihn ja noch immer gewinnen. Darum wurden alle Jungen der Jahrgänge 1928 und 1929 noch zum „Volkssturm“ herangezogen. Sie wurden - es müssen über 1000 gewesen sein - in Schöningen zusammengezogen, die auf Stroh in den dortigen Gasthaussälen nächtigten. Wir sollten an Panzerfäusten ausgebildet werden. Es waren davon zu Übungszwecken einige Holzattrappen vorhanden. Ausbilder sollten einige Soldaten sein, die man aus den Lazaretten geholt hatte, teils bein- teils armamputiert. Man versicherte uns, dass einige Waggons mit Waffen und Munition unterwegs seien, aber ich erzählte den anderen, dass es auch bei der Flak mit dem Munitionsnachschub nicht mehr geklappt habe.

Zwei Erlebnisse aus den wenigen Tagen in Schöningen sind mir noch besonders in Erinnerung.

An einem herrlichen sonnenklaren Tage – es war der 8. April 1945 - kam Fliegeralarm. Wir mußten aus dem Städtchen herausmarschieren und lagerten oben am Rand des Elmes, von wo wir einen weiten Blick in das Gebiet des Vorharzes hatten. Dann erschienen am blauen Himmel wieder die amerikanischen Bomberverbände, deren Anblick ich ja schon von Merseburg her kannte. Sie entluden ihre Last über Halberstadt und wir sahen, wie sich die aufsteigenden Rauchwolken in der Höhe zu richtigen Regenwolken verdichteten. Halberstadt hatte ich mit meinem Vater früher mehrfach besucht. Es war ursprünglich wie viele andere Städte Norddeutschland reich an kostbaren alten Fachwerkhäusern mit herrlichen Schnitzereien und Inschriften. Ein großer Teil davon verbrannte nun. Später wurde mir erzählt, dass die amerikanischen Truppen, die inzwischen bereits Goslar erobert hatten, dort noch intakte Telefonleitungen vorgefunden hatten und in Halberstadt mit der Anfrage angerufen hätten, ob sich die Stadt ergäbe. Aber es wurde geantwortet, Halberstadt würde verteidigt. Der Luftangriff war die Antwort. Das schöne alte Halberstadt hätte also erhalten werden können.

Das andere Erlebnis war, dass ich einen Elendszug halb verhungertes und zerlumpter Gestalten unter Bewachung von Uniformierten habe durch die Straßen ziehen sehen. Es waren KZ-ler, die wie ich Jahre später hörte bzw. las, von Nordhausen bis in die Gegend von Gardelegen ziehen mußten, wo sie schließlich in einer Scheune umgebracht wurden. Durch ihren Anblick bekam ich eine Ahnung davon, welches Elend in den Konzentrationslagern herrschte. Bis dahin wußte ich nur, dass es KZ's gab, aber nichts Näheres über sie. Daß es sie gab wußte ich ja zum Beispiel durch die Erlebnisse meines Vaters (Stichwort „Möldersbrief“) oder auch dadurch, dass beim Erzählen politischer Witze oft hinzugefügt wurde „Sei vorsichtig, sonst kommst du ins KZ!“ Aber was im KZ wirklich geschah, wußte man nicht. Erst durch die Veröffentlichungen nach dem Kriege wurde das ganze Ausmaß der KZ-Grausamkeiten bekannt.

Nach ein paar Tagen des Aufenthaltes in Schöningen sah man wohl ein, wie sinnlos das Unternehmen Volkssturm war. Man stellte uns frei, nach Hause zurückzukehren, wenn man wolle. Die meisten machten davon Gebrauch. Nur einige Unentwegte, die sich freiwillig meldeten, kamen noch im Harz bzw. in der Lüneburger Heide zum Einsatz.

So kehrte ich rechtzeitig vor Kriegsende nach Königslutter zurück. Den Einmarsch der amerikanischen Truppen habe ich jedoch mit eigenen Augen nicht sehen können. Meine Eltern befürchteten zu Recht, daß man mich vielleicht doch noch verhaften würde, wenn ich gesehen würde. Darum verbrachte ich die ersten Nachkriegstage im Haus und entging so tatsächlich der Kriegsgefangenschaft.

www.luther-in-bs.de